

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur |
| Herausgeber: | Gesellschaft Schweizer Monatshefte |
| Band: | 63 (1983) |
| Heft: | 6 |
| Artikel: | "Jenseits des Marxismus" : der zu Unrecht vergessene Theoriekritiker Hendrik de Man |
| Autor: | Abosch, Heinz |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-164028 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heinz Abosch

«Jenseits des Marxismus»

Der zu Unrecht vergessene Theoretiker Hendrik de Man

Nie hat es an Apologeten noch an Opponenten Marxens gefehlt. Das ist auch heute, ein Jahrhundert nach dem Tode des Autors des «Kapital», nicht anders. Dennoch überwiegt jetzt, zumindest im Westen, wo die Doktrin einer freien wissenschaftlichen Prüfung unterworfen werden darf, das Kritische. Zu offenkundig sind ihre Irrtümer und Fehlurteile; ihren Glanz, den die triumphalen Verkündigungen ebenso verschafften wie der uneingeschränkte Totalitätsanspruch, hat sie eingebüßt. Der «unvermeidliche Sieg des Proletariats» ist genauso ausgeblieben wie der «naturnotwendige Zusammenbruch des Kapitalismus». Nur kleine Zirkel verkünden noch den Glauben, nur in akademischen Seminarien wird der historischen Bedeutung der Marxschen Doktrin gedacht, die ihr zweifellos zukommt. In ihrer ursprünglichen Gestalt verkümmert, nähren blosse Wortfetzen Häresien, wobei Marxens Name die Entstellung der Sache um so deutlicher bezeugt. Für das westliche Europa konzipiert, dient die Lehre heute als Wappenschild asiatischer Despotien, als Fahne afrikanischer Desperados und lateinamerikanischer Guerilleros. Solchem Niedergang gegenüber hat die Kritik es leicht.

Der Revisionist Bernstein

In den Tagen ihres Triumphes war es ungleich schwieriger. Um die Jahrhundertwende war Eduard Bernstein einer der ersten und fundiertesten Kritiker. Er zweifelte am realen Gehalt der Marxschen Revolutionsperspektive, die er für eine der Hegelschen Dialektik entnommene metaphysische Konstruktion hielt, und verwies auf den reformerischen, jeder revolutionären «Mission» abholden Charakter der Arbeiterbewegung. Gegen Hegel griff Bernstein auf Kant zurück, um den Sozialismus durch ethisches Wollen zu begründen. Zwischen revolutionärer Theorie und reformistischer Praxis hin- und hergerissen, konnte die Sozialdemokratie sich nicht entscheiden. Marx mit Bernstein zusammenleimend, war sie weder konsequent

revolutionär noch konsequent reformerisch; ein Flickwerk, fiel sie Hitler ohnmächtig zum Opfer. Der Glaube an die «naturnotwendig» gute Entwicklung hatte getrogen.

Einen bedeutenden Versuch, mit der Lehre ins reine zu kommen, unternahm in den zwanziger Jahren der Belgier Hendrik de Man. 1885 in Antwerpen geboren, starb er am 20. Juni 1953 in einem Unglücksfall im Schweizer Exil. Seitdem ist es still um ihn geworden, ein Vergessener. Nicht ohne Einfluss dabei ist seine zweifelhafte Rolle während des letzten Weltkriegs, als er sich zu Kompromissen mit der deutschen Besetzung in seiner belgischen Heimat bereitfand. Doch sollte dies uns nicht davon abhalten, von einem bedeutenden Werk Kenntnis zu nehmen, das mit den späteren Vorgängen in keinem genuinen Zusammenhang steht. Uns beschäftigt hier der Denker der zwanziger Jahre, nicht der Kollaborateur der vierziger, weil wir meinen, dass sich aus seinen theoretischen Einsichten noch heute etwas lernen lässt.

Neue Theorie – neue Praxis

Nach verschiedenen Tätigkeiten in der sozialistischen Bewegung liess de Man sich 1922 in Eberstadt bei Darmstadt nieder. Vor dem Weltkrieg hatte er schon in Leipzig studiert und war Redaktor an der streng marxistisch ausgerichteten «Leipziger Volkszeitung», die Franz Mehring leitete und zu deren regelmässiger Mitarbeiterin Rosa Luxemburg zählte. Um das angegriffene Belgien zu verteidigen, wurde de Man Kriegsfreiwilliger. Aber seine Übersiedlung nach Deutschland war ein Ausdruck seiner Solidarität mit dem besieгten Land. Die alliierte Politik schien ihm wenig angetan zu sein, friedliche Verhältnisse in Europa zu sichern. Der Aufenthalt in Deutschland zählt zu den geistig fruchtbarsten Jahren de Mans. Er unterrichtete an der Frankfurter Akademie der Arbeit, seit 1929 an der dortigen Universität. 1926 erschien sein theoretisches Hauptwerk «Zur Psychologie des Sozialismus» (Jena).

De Man setzte das Bemühen Eduard Bernsteins fort, aber weit radikaler, weil er die Aufgabe als weit umfassender erkannte. Bernstein suchte im Grunde die Theorie der bestehenden Bewegung anzupassen; für de Man ging es darum, sowohl die Theorie wie die Bewegung umzugestalten. Beide schienen ihm verfehlt, überaltert, erstarrt. Auch er hielt Marxens Revolutionsentwurf, seine Klassenkampftheorie, seinen Materialismus für falsch. An Kant anknüpfend, wollte auch er den Sozialismus auf ethische Motive gründen. Aber er griff darüber hinaus, mit Hilfe der Erkenntnisse der modernen Psychologie wandte seine Kritik sich schärfer und tiefer gegen das überlieferte Weltbild des Sozialismus. Als erster, noch vor Erich

Fromm und Wilhelm Reich, führte de Man psychologische Erkenntnisse in die sozialistische Theorie ein und wandte sie auch für das Verständnis der sozialistischen Bewegung selbst an. Marxens Motivationstheorie ablehnend, verwies er auf die vorrangige Bedeutung geistiger und ethischer Motive im menschlichen Handeln. Zur Illustrierung diente ihm kein anderer als Marx selber: ein Intellektueller, kein Proletarier, der die Theorie der Arbeiterklasse entwarf, lange bevor die Klasse sich eigentlich bekundete.

Damit ist das entscheidende Gewicht des geistigen, utopischen Entwurfs bestimmt. Gab Marx der Ökonomie geschichtlichen Vorrang, so beweist gerade seine eigene Leistung die historische Macht des Geistigen. Er schuf seine Theorie, bevor die industrielle Arbeiterklasse massenhaft entstand, und er schuf sie mit Hilfe des Wissens seiner Zeit: «Dass Marx seine Zielsetzung für die Arbeiterbewegung nicht aus der Erfahrung der Arbeiterbewegung selber gewann, ist begreiflich genug; die Bewegung war eben noch nicht da. Um so grössere Bedeutung kommt dafür der Tatsache zu, dass die Denkformen, worauf er sein System aufbaute, der national-ökonomischen und philosophischen Literatur seines Zeitalters entnommen sind.

Trotz – oder gerade wegen – seiner Genialität als Denker bewahrheitet sich auch an ihm der Satz, dass der Schöpfer geistiger Werte weniger einer Gesellschaftsschicht als einem Zeitalter angehört. Das war eine Verneinung der Marxschen Klassentheorie, der bestimmenden Kraft ökonomischer Interessen. De Man definiert den Sozialismus als «Wille und Vorstellung» – der Bezug auf Schopenhauers Werk ist gewiss kein Zufall. Primordiale geschichtsbildende Kräfte sind «Wille und Vorstellung», Ideen und Gefühle, Träume und Triebe, keine ökonomisch-utilitaristischen Motive. Wie später Simone Weil führt auch de Man den Nachweis, dass Marx vom kapitalistischen Erwerbsgeist seiner Epoche stärker beeinflusst war, als er es selber ahnte.

Das Zeitalter der Psychologie

Dem belgischen Autor zufolge wird das menschliche Handeln nicht vom ökonomischen Interesse bestimmt, sondern von Motiven, Gefühlen, Ideen vielfacher Art. Die materialistische Konzeption erfasst den Menschen nicht, dessen wesentliche Strebungen über das enge materielle Interesse hinausgreifen. Erkennbar waren die Einflüsse von Bergsons Auffassung des *Elan vital*, von der «Lebensphilosophie» Wilhelm Diltheys und Georg Simmels, entscheidend waren die Beiträge der Psychologie: «Der Voluntarismus von Wundt, der Pragmatismus von William James, der Behaviorismus der jün-

geren Amerikaner, die Tiefenpsychologie Freuds und seiner Schüler, die Intuitionspsychologie Bergsons, die Suggestionspsychologie der Schule von Nancy sind alles nur Sonderausdrücke der gleichen erkenntnistheoretischen Einstellung. Bei aller Verschiedenheit ihrer sonstigen Ergebnisse zieht sich wie ein roter Faden derselbe Grundgedanke hindurch: die Abhängigkeit der Zwecke des Denkens von den Zwecken des Wollens.» De Man kennzeichnet das 20. Jahrhundert als das der Psychologie, indes das 19. das der Naturwissenschaft gewesen sei.

Der Marxismus wurde seines Nimbus und seiner Prätentionen entkleidet. Als Synthese von idealistischer und materialistischer Philosophie sei er eine vom Geist des 19. Jahrhunderts geprägte Theorie, keine Quintessenz der Erfahrung der Arbeiterbewegung. Mehr noch: weit davon entfernt, die fortschrittlichste sozialistische Konzeption zu sein, entspreche der Marxismus dem zurückgebliebenen politischen Zustand Deutschlands. Der Glaube an die Wissenschaft, dem er anhing, war im ganzen kaiserlichen Deutschland populär. Das Vertrauen der Arbeiter in die Wissenschaft wurde auch von anderen Klassen geteilt, insbesondere von der industriellen Bourgeoisie. Friedrich Engels verband Marx mit Darwin, aber auch die Befürworter des Imperialismus beriefen sich für ihre Zwecke auf den «Kampf ums Dasein». Wiederum ist ersichtlich, dass entscheidende Ideen nicht klassenspezifisch sind, sondern alle Klassen durchdringen. Marxens Wissenschaftsprätention war nicht allein charakteristisch für das Proletariat, sondern für das ganze Zeitalter. Der Marxismus habe nur formal ein internationales Programm entworfen, in Wirklichkeit war er sehr deutsch geprägt:

«Die marxistische Auffassung des Klassenkampfes als einer reinen Machtfrage, die sich sozusagen mechanisch nach wachsender gegensätzlicher Spannung in einem plötzlichen Umschwung vom Beherrschtein zum Herrschen lösen muss, ist ein wirtschaftlich-soziales Spiegelbild des deutschen Militärstaates. Die starre Marx-Hegelsche Dialektik, die jede politische Minderheit dazu verurteilt, durch Agitation ihre Macht zu vermehren, bis diese Macht ausreicht, in einem katastrophalen Endkampfe den Gegner plötzlich niederzuwerfen, das ist eine Denkweise, die dem von einem feineren Nuancengefühl geleiteten Franzosen oder Engländer als rohe politische Feldwebelstrategie erscheinen muss.»

So war es auch ganz natürlich, dass der Marxismus seine grössten Triumphe in dem politisch noch weit rückständigeren Russland feiern sollte. Bei den deutschen Marxisten schwang stets viel deutscher Nationalstolz mit – ein Phänomen, das sich später bei den Russen wiederfindet. Dem entsprang ihr Einsatz für das Kaiserreich im Ersten Weltkrieg. Dazu hatte schon Engels das Stichwort geliefert in einem an August Bebel 1891 gerichteten Brief: «Der Sieg Deutschlands ist also der Sieg der Revolution,

und wir müssen ihn, kommt's zum Krieg, nicht nur wünschen, sondern mit allen Mitteln befördern.» Ätzend scharf entblösste de Man die Prätentionen der marxistischen Ideologie, die, weit davon entfernt, den Fortschritt zu repräsentieren, den rückständigen Verhältnissen des kaiserlichen Deutschlands entsprach. Verwiesen wurde auf «psychologische Zusammenhänge zwischen Marxismus und Militarismus», die den Geist der Unterordnung förderten.

Proletariat und Kultur

In mehreren Sprachen und Kulturen zuhause, spürte der belgische Autor feinste Differenzen in den Anschauungen der Völker auf: «Der Deutsche ist auf seinen Schutzmännchen stolz, weil er in ihm das Symbol einer höheren Staatsmacht sieht; der Engländer aber hat seinen Schutzmännchen gern, weil er weiß, dass sieben Jahrhunderte *Magna Charta* und zweieinhalb Jahrhunderte *Habeas Corpus* zwischen ihm und der Gefahr stehen, dass der Polizeiknüppel einmal das Zeichen eines Obrigkeitstaates werden könnte.» So nimmt der Sozialismus nach den jeweiligen spezifischen Bedingungen eines Landes eine besondere Gestalt an. In Frankreich seien die freiheitlichen, individuellen Strömungen lebendig wie Proudhonismus, Anarchismus, Föderalismus, Syndikalismus: «Sogar bei einem so zur Massensynthese neigenden Geiste wie Jean Jaurès tritt die Idee der Demokratie als Forderung des einzelnen an den Staat auf. Bebels Sozialethik dagegen ist Forderung des Staates an den einzelnen. Sein idealer ‚freier Volksstaat‘ hatte von jeher einen leisen Kasernenduft: er war im Grunde nur eine entpersönlichte Form der Monarchie Friedrichs des Zweiten, in den Dienst eines Ideals der wirtschaftlichen Gleichheit gestellt.» Der Sozialismus unterscheidet sich aufgrund der nationalen Verschiedenheiten der einzelnen Länder, sogar das gleiche marxistische Bekenntnis nimmt national getönte Merkmale an. De Man widerlegt den universalen Anspruch der Marxschen Doktrin, er verwirft aber auch die These einer einheitlich handelnden, universalen proletarischen Klasse. Bei der Schöpfung der Theorie habe nicht die gesellschaftliche Wirklichkeit Pate gestanden, sondern «der kausale Materialismus Darwins und der teleologische Idealismus Hegels».

«Die Arbeiter haben kein Vaterland»: diese kühne These des «Kommunistischen Manifests» hat sich ebenso als Mär erwiesen wie die andere Prophetie: «Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei grosse feindliche Lager, in zwei grosse, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.» Dieser intellektuellen Konstruktion gegenüber verwies de Man auf die Realität. Das reale Proletariat ist anders,

als Marx es nach seinen eigenen Wünschen entwarf; es war nicht bereit, die ihm vorgeschriebene «historische Mission» zu erfüllen. Es war weniger revolutionär als reformistisch, weniger auf Umsturz bedacht als auf soziale Besserstellung und Sicherheit. Es brachte auch keine neue, höhere Kultur hervor, sondern adoptierte die niederen Formen der bestehenden. «Die beiden Begriffe Proletariat und Kultur schliessen sich, wenn man das Wort Proletariat im ursprünglichen und marxistischen Sinn gebraucht, gegenseitig aus. Die typische Klassenlage des Proletariats ist ein Zustand der Besitzlosigkeit, der sozialen Abhängigkeit, der dequalifizierten Arbeitstätigkeit. Kultur setzt ein Mindestmass an Besitz, an geistiger Autonomie, an Musse, an Lebens- und Arbeitsfreude voraus. Niemals hat eine unterdrückte Klasse eine neue Kultur geschaffen; sie musste sich immer erst die Kultur der herrschenden Klassen aneignen, um nicht unterdrückt zu bleiben.» Weit davon entfernt, eine eigene Kultur hervorzubringen, passt das Proletariat sich dem Kleinbürgertum an, es verkleinbürgerlicht. Dieser Prozess hat sich seitdem fortgesetzt, so dass man ohne Zögern de Mans These, nicht derjenigen Marxens zustimmen muss. Die Blütenträume der frühen Arbeiterbewegung von der Geburt einer autonomen Kultur sind zerronnen. Die von den Medien produzierte platte Massenkultur beherrscht nicht zuletzt auch die Arbeiter.

Zweifel an der «Mission»

Gerüttelt wurde an der These der historisch determinierten Führungsrolle des Proletariats, die Wirklichkeit sah weniger verheissungsvoll aus. Die Sozialdemokratie handelte stets im sicheren Gefühl, mit den «geschichtlichen Gesetzen» auf gutem Fuss zu stehen, letztlich die stärkeren Bataillone hinter sich zu haben. Dagegen wandte de Man seinen Zweifel. An der «proletarischen Mission» zweifelnd, wollte er andere Gruppen für den Sozialismus gewinnen: bürgerliche Mittelschichten, Intellektuelle. Dem Intellektuellen sollte der gleiche Rang zuerkannt werden wie dem Arbeiter: «Für die sozialistische Bewegung entstünde daraus ein heilsames Gegengewicht gegen ihre Monopolisierung durch die Industriearbeiterschaft, also auch gegen die verengende Identifizierung des Sozialismus mit proletarischem Klasseninteresse.» Über die Arbeiterschaft hinausgehen, andere Schichten gewinnen: dieser Standpunkt gewann brennende Aktualität in der Endphase der Weimarer Republik, als der Nationalsozialismus die Mittelschichten eroberte, während sogar der proletarische Anhang der Sozialdemokratie und der KPD abzubreckeln begann. Das quietistische und trügerische Sicherheitsgefühl sollte durch einen energischen «Willen zur Macht» überwunden werden.

Konservativer Revolutionsglaube

Wie man weiss, liess sich die Sozialdemokratie nicht beeinflussen. Das Beharrungsvermögen war mächtig genug, um solcher Kritik zu widerstehen. Je gefährvoller die Lage wurde, um so stärker war das Bedürfnis nach Sicherheit, die die alte Doktrin verschaffte. Der Revolutionsglaube war in einen Konservativismus umgeschlagen, so bestätigte sich de Mans Kennzeichnung des Marxismus als eines «Religionsersatzes». In ihrer geistigen Bequemlichkeit angegriffen, reagierte die Parteibürokratie mit Abschottungsmassnahmen. Nur kleine Intellektuellenzirkel fühlten sich angesprochen. De Man hatte Verbindung mit der jungsozialistischen Bewegung, mit den religiösen Sozialisten um Paul Tillich und Martin Buber. Nicht jedoch mit Max Horkheimer und den Vertretern der «kritischen Theorie», die in der gleichen Stadt Frankfurt ihr Hauptquartier hatten. Das kann nicht überraschen, denn in sublimierter Form verteidigten Horkheimer und Adorno all jene Schemata, gegen die de Man zu Felde zog. Diese Anstrengungen fielen 1933 ins Leere.

Rückblickend scheint es, dass de Mans Postulate eine wirkungsvolle Politik gegen Hitler ermöglicht hätten. Dem so trügerischen marxistischen «Warten auf Godot», auf ein proletarisches Wunder, wäre ein Ende gesetzt worden. Der Radius, in die Mittelschichten hineinzuwirken, hätte sich erweitert. Auch dies hätte den Sieg nicht verbürgt, doch wäre die Widerstandskraft grösser gewesen. Aus der deutschen Katastrophe zog de Man folgende Bilanz: «Die Hauptbedingung für den Erfolg Hitlers war das Versagen der sozialistischen Bewegung vor den Aufgaben, die der Marxismus so gern als historische Mission verkündete. Dass sie die potentiell antikapitalistischen Kräfte weder zu sammeln noch zu mobilisieren verstand, liegt letzten Endes daran, dass sie keine Augen hatte für das, was ausserhalb ihrer eigenen, faktisch auf die Industriearbeiterschaft beschränkten Organisation vorging. Dabei war diese Organisation noch nicht einmal identisch mit der Klasse, die sie zu repräsentieren meinte. Die Tatsache der Organisation selber, mit ihrer unvermeidlichen Hierarchisierung und Bürokratisierung, hatte jene wachsende Entfremdung zwischen der Schicht der besoldeten Funktionäre und der Masse hervorgerufen, die sich sogar auf der Stufe des betriebsrätselichen Vertretungssystems feststellen liess.»

Entmarxisierung

De Mans eigentliche Absicht war es, die sozialistische Bewegung vom 19. Jahrhundert ins zwanzigste zu führen. Das gelang ihm nur in bescheide-

nem Ansatz, aber nach dem Zweiten Weltkrieg verloren die Marxschen Formeln immer mehr ihre Attraktion. Sieht man von den offiziellen Bekundungen der kommunistischen Staaten ab, die für die wirkliche Vitalität der Doktrin nicht das geringste Zeugnis darstellen, so kann man eine allgemeine Entmarxisierung konstatieren. Der einst vom «Kommunistischen Manifest» angekündigte Siegeslauf endete in einem Trümmerhaufen, seitdem greifen Revisionen verschiedener Art um sich. Es besteht eine Krise der sozialistischen Idee, kaum weniger tief als die anderer Ideologien; noch kann man nicht absehen, ob und in welcher Weise sie überwunden werden kann. Im 100. Todesjahr Marxens lässt sich auch der Tod seiner Lehre nicht verdrängen. Insofern ist es möglich, von einer postumen Rechtfertigung de Mans zu sprechen. Glücklicherweise hinterliess er keine starre Doktrin, nur Ansätze zu kritischer Reflexion, Anstösse zu weiterem Nachdenken. In den dreissiger Jahren entwarf er in Belgien den «Plan du Travail», der die Krise mit starken Staatseingriffen zu überwinden suchte. Die faschistische Gefahr wurde abgewehrt, aber das Programm weitgehender Verstaatlichung kann heute kaum noch als Allheilmittel gelten.

Die verlorene Hoffnung

In seinen letzten Lebensjahren wandte de Man sich von der so lange gehaltenen sozialistischen Hoffnung ab, das Buch «Vermassung und Kulturverfall» (Bern 1951) ist sein düsteres Testament. Verfall wird durch die vehement sich ausbreitende Vermassung bewirkt: «Die Fähigkeit zum kritischen Vernunfturteil geht damit verloren und es findet eine Rückkehr zu einem primitiveren Stadium der geistigen Entwicklung statt.» Nach Carl Jung konstatiert de Man eine Störung der gesellschaftlichen Steuerungsmechanismen, was eine Art Psychose bewirke. Ein «Massenhirn» werde gezüchtet, das einer «lähmenden Weltangst» erliege. Ein «Zeitalter der Angst» beginne, das fortlaufend Kriege erzeuge. Der Autor bedient sich des Begriffs «Post-Histoire», der, inzwischen gebräuchlich geworden, ausdrückt, dass die Geschichte sich dem Eingriff des Menschen entziehe. Die Tendenzen des Kulturverfalls sind allgegenwärtig, Musik, Theater, Malerei, Film – nichts wird ausgespart. De Man folgert es daraus, weil er die Klassik, Mozart und Goethe, als Höhepunkt betrachtet, schon die Romantik signalisiere den Niedergang. Als Zentrum des modernen Verfalls gelten die USA, die Europas Zukunft anzeigen. Die Schwierigkeit der Lenkung wird durch das Gigantische der Organisationen bewirkt. Das Ganze ist unüberschaubar geworden, von einem partiellen Sektor aus lässt es sich nur minimal, wenn überhaupt, beeinflussen. Vom allgemeinen Verfall ergriffen ist auch die

Arbeiterbewegung. Alle politischen Bewegungen, die auf Eroberung von Macht eingestellt sind, müssten «sich letzten Endes der von ihnen eroberten Macht ausliefern»: «Die Umwälzung ist nichts ohne die Umwertung.» Solche Sätze hat auch Simone Weil in «Unterdrückung und Freiheit» (München 1975) formuliert.

Bei aller Stichhaltigkeit der Analyse muss man sich dennoch fragen, ob das globale Verfalls-Schema zutrifft. Ist die kulturelle Entwicklung seit der Klassik tatsächlich mit dem Ausdruck «Niedergang» richtig zu erfassen? Es scheint, dass de Man seinen persönlichen Geschmack allzu absolut als Kriterium einsetzte. Man mag Mozart gegenüber Schumann, Goethe gegenüber Kafka den Vorzug geben, aber mit «Verfall» sind die Verstossenen kaum treffend zu kennzeichnen. Desgleichen muss man die Verneinung jeglicher Reformmöglichkeit bemängeln. Vor drei Jahrzehnten sichtete de Man den Weltuntergang. Ohne die gegenwärtigen Gefahren zu unterschätzen, muss man dennoch konstatieren, dass der Weltuntergang noch nicht stattgefunden hat. Das ist keine Garantie für die Zukunft, vielleicht haben wir nur Zeit gewonnen. Doch wahrscheinlich gibt es auch Widerstandskräfte, die der Pessimismus des Verfassers von «Vermassung und Kulturverfall» zu gering veranschlagte. Diese Auffassung verschliesst jede Aktion des Menschen und verdammt ihn zum passiven Objekt der Geschichte – eine erstaunliche Wendung bei einem Autor, der so lange beharrlich auf dem Wert des menschlichen Willens bestand. Dem optimistischen Determinismus Marxens wurde ein pessimistischer entgegengesetzt. Ein Kreis war geschlossen. Vielleicht liessen die Trümmer der alten Hoffnung nur solch einen tiefschwarzen Schluss zu. Aber auch dort, wo de Man zum Widerspruch herausfordert – was diesem Antidogmatiker durchaus als natürlich erschien –, ist er anregend, bewegend, bereichernd. Nie lockt er mit Versprechungen, beruhigenden Versicherungen, verdummenden Scheuklappen. Er demonstriert ein Wagnis – und was könnte substantieller, anziehender sein, als es gleicherweise auf sich zu nehmen?